

*Historische Erzählung
zu Friedrich Justin Bertuch*

CHRISTOPH WERNER

ein tag

im Leben des
Friedrich Justin Bertuch

HISTORISCHE ERZÄHLUNG


Bertuch

Bertuch Verlag GmbH Weimar, 2024
www.bertuch-verlag.com

© Alle Rechte vorbehalten.

Satz und Gestaltung: Tina Romstedt
Druck: Stückle Druck Ettenheim

ISBN 978-3-86397-195-3

In Dankbarkeit gewidmet
Herrn Rudolf Dadder
Schriftsteller, Verleger und Unternehmer
im Sinne Bertuchs

INHALT

Kapitel 1: Das Bulletin	7
Kapitel 2: Ein Gespräch über Betteley	30
Kapitel 3: Erinnerung an die Hegira	46
Kapitel 4: Waldeck und Weimar	65
Kapitel 5: Abendgespräch	92
Lebensdaten	102
Über den Autor	106

I.

DAS BULLETIN

Bertuch beugte sich über die in der Vorhalle des geheimrätlichen Hauses am Frauenplan ausliegenden Listen. Er nahm die Schreibfeder auf und tauchte sie in das bereitstehende Tintenfass. Dann setzte er seinen Namen unter die Unterschrift von Christoph Wilhelm Hufeland.

Andere Personen, die trotz des frühen Morgens bereits das Bulletin unterschrieben und damit ihre Anteilnahme an Goethes und Christianes Zustand bekundet hatten, waren Madame Schopenhauer, Professor Jagemann, Staatsminister von Fritsch und, was Bertuch überraschte, Frau Oberstallmeisterin von Stein.

Dass diese Dame der Geheimrätin Christiane von Goethe geborene Vulpius nun auf diese Weise die Ehre erwies, war entweder Heuchelei oder eine gewisse Befriedigung über ihr womöglich bevorstehendes Ende. Solange er sich erinnern konnte, hatte sie Christiane mit Eifersucht und Abneigung verfolgt. Frau von Stein, sah er jetzt, hatte sogar beide Listen, die heutige und die gestrige, unterschrieben, so, als wollte sie den Anschein einer Wiedergutmachung erwecken oder ihr schlechtes Gewissen beruhigen. Was ihr wohl durch den Kopf gegangen ist, als sie das Bulletin unterschrieb?

Bertuch las:

„Die Frau Geheimrätin liegt noch immer äußerst schwach, besinnungslos, von fürchterlichen Krämpfen gefoltert darnieder, wahrscheinlich ist ihre Auflösung nicht mehr fern. Der Herr Staatsminister hat diese Nacht

wohl geschlafen, der Kopf ist frei und leicht, wird aber ohngeachtet noch heute das Bett nicht verlassen.“

Bertuch richtete sich auf, vorsichtig, denn es plagten ihn Rückenschmerzen, die ihn wieder einmal daran erinnerten, dass er im September sein Neunundsechzigstes erreichen würde. Sein Gesicht verriet wie stets kaum etwas von dem, was er fühlte und dachte. Er blickte sich um und bewunderte, nicht zum ersten Mal, die rechts in das nächste Stockwerk führende Treppe, deren flache Stufen den Benutzer förmlich hinaufschweben ließen. Fast war er versucht, sich diesen Genuss auch heute zu verschaffen, sah dann aber angesichts der bedrückten Stimmung davon ab.

Das heutige Bulletin, wie auch das gestrige wahrscheinlich vom Sekretär Theodor Kräuter und vom Kammerrat August von Goethe gemeinsam erdacht und verfasst, erfüllte ihn mit Betrübniß. Wie konnten die beiden, besonders jedoch der Sohn, auf solche jeden Takt vermessen lassende Weise die Leiden der armen Frau, der Mutter, einer kaltherzigen Hof- und Stadtgesellschaft offenbaren, die das Geschehen wahrscheinlich mit klammheimlicher Genugtuung verfolgte. Er erinnerte sich, wie sich Charlotte von Schiller geradezu hasserfüllt über Goethes Frau geäußert hatte, als der Geheimrat mit Christiane im Jahre 1811 in Karlsbad weilte: „Die dicke Enehälfte, dieses Nichts von Leerheit und Platttheit, haust schon dort, und ich bin ordentlich besorgt, dass die hohe Idee der Verehrung der dortigen nachbarlichen Welt für den Meister nicht leidet, wenn sie dieses Bild des Lebens erblicken, das so ganz materiell ist und an das sich alles Gleichartige auch hängt.“

Wie herzlos hatte sie sich auch geäußert, als Christianes Stiefschwester Ernestine, die mit im Haus wohnte, am Typhus starb. Man könne die Anmaßung nicht

nachvollziehen, ließ sie fast zynisch verlauten. Der arme Goethe habe so geweint! „Dies schmerzt mich“, so wurden ihre Worte in Weimar weitergetragen, „dass seine Tränen um solche Gegenstände fließen müssen.“ Und wie hatte die Bettina von Arnim, deren Schwärmerei dem sonst übertriebenem Lob nicht abholden Staatsminister Goethe so unangenehm wurde, dass er sie mit einer lästigen Biene verglich, Christiane genannt: „eine Blutwurst, die toll geworden ist“, sei sie.

Ganz Weimar war voll von Gerüchten über den Zwischenfall, als sich die beiden Frauen bei einer Ausstellung von Bildern von Heinrich Meyer in der Weimarer Zeichenschule begegneten und Bettina gehässige Bemerkungen über die Arbeiten des Goethefreundes machte, der sich, wie Goethe, dem Klassischen verpflichtet fühlte, während Bettina und ihre romantischen Freunde die Malerei des Mittelalters liebten. Christiane verteidigte den Freund ihres Mannes mit lauten und derben Worten und riss Bettinen sogar die Brille von der Nase und beschädigte sie.

Bertuch erinnerte sich nicht ohne Verständnis an die Methode Goethes, von der ihm Riemer erzählt hatte, mit welcher sich der Dichter schon vor dem Zwischenfall in der Zeichenschule der Zudringlichkeit der Arnim erwehrt hatte. Als sie ihm bei einem ihrer abendlichen Besuche dauernd von ihrer Liebe vorschwatzen wollte, kam er ihr beständig dadurch in die Quere, dass er sie auf den Kometen, der damals wunderschön am Abendhimmel in seiner völligen Pracht und Größe zu sehen war, aufmerksam machte. Jedes Mal, wenn sie glaubte, er wollte eine Pause machen, in der sie wieder loschwatzen könnte, holte er ein neues Fernrohr herbei, durch das sie, wie er ihr weismachte, den Kometen noch besser sehen könnte, und erging sich des Langen und

Breiten über diesen Himmelskörper. So half ihm der Meteor mit seinem langen Schweife, diese wiederkehrende Fliege, die sich ihm gern auf den Schoß gesetzt hätte, dieses alte, damals schon verheiratete Kind, wie mit einer Rute abzuwehren.

Es schien Bertuch fast, als wäre dem Geheimrat der Streit zwischen Bettina von Arnim und seiner Frau nicht ungelegen gekommen. Er verbot der lästigen Biene sein Haus und nahm auch die Erklärungen ihres Mannes Achim von Arnim, der die Schuld allein bei Christiane sah, nicht an.

Die Oberstallmeisterin Stein konnte Bertuch auf gewisse Weise verstehen. Sie musste nach dem jahrelangen Vertrauens- oder sogar Liebesverhältnis mit Goethe, wenn auch wahrscheinlich in entscheidender Hinsicht unerfüllt, tief verletzt und enttäuscht gewesen sein, als er sich ein Mädchen, halb so alt wie sie, aus dem Bürgertum, die Tochter eines Hofbeamten der untersten Ränge als Bettgenossin und Hausbesorgerin nahm. Der Tischlermeister, mehrfach beauftragt mit der Reparatur des gemeinsamen stark beanspruchten Bettes im Gartenhaus an der Ilm, hatte seine Rechnungen nicht geheim gehalten, die er dem Freund des Herzogs stellte. Und das nach ihr, der Tochter des Hofmarschalls von Schardt und Hofdame und Vertraute der Herzoginmutter Anna Amalia.

Wie dem auch sei, Bertuch war kein Freund von Vermutungen, betrachtete aber sein Leben lang das Gebaren der Oberen, des Adels, der müßig gehenden Frauen, des Hofes und derer, die ihren Mund bei Hofe hatten und sich auf Kosten des Volkes ernährten, mit den Augen eines, der sein Leben lang hart gearbeitet hatte. Er wusste sich damit früher in Übereinstimmung mit Goethe, mit dem er zu Anfang noch auf so freundschaftlichem

Fuße stand, dass sie sich duzten. Dessen Worte sind ihm deutlich im Gedächtnis geblieben: „Wir haben’s so weit gebracht, daß oben immer in einem Tag mehr verzehrt wird als unten in einem beigebracht werden kann. Die Verdammnis, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen.“

Das ist lange her, jetzt ist der Geheime Rat einer Hochsteifigkeit erlegen, in der er an solche Erkenntnisse wohl nicht mehr erinnert werden möchte. Und er, Bertuch, wäre bei der jetzigen Förmlichkeit ihrer Beziehungen dazu auch gar nicht mehr in der Lage.

Schwer zu glauben, dass diese Verzehrer des Marks des Landes, besonders die Frauen unter ihnen, es sich herausnahmen, über Christiane Vulpius herzuziehen, die den großen Haushalt des Geheimrats und Staatsministers Johann Wolfgang von Goethe unter Einsatz all ihrer Kräfte und schließlich auch ihrer Gesundheit geleitet und in Gang gehalten und damit schließlich auch dem viel gepriesenen Dichter seinen Lebenswandel, seine Reisen und sein großes Werk, zumindest das seiner reiferen Jahre, fast ein Viertel Jahrhundert lang ermöglicht hatte.

Der ehemalige Schatullverwalter des Herzogs – wie lange lag das zurück, im vorigen Jahrhundert – geachtet, verachtet und beneidet, drehte sich zur Tür, grüßte den hereinkommenden Geheimen Hofrat Franz Kirms, den er wegen dessen gewissenhafter Verwaltung des Theaters schätzte, und trat hinaus auf den Frauenplan.

Wer ihn nicht kannte, hätte nicht vermutet, einem der bedeutendsten Bürger der Stadt Weimar zu begegnen. Bertuch war ein unauffälliger Mann von mittlerer Statur mit einem ebenmäßigen, meist unbewegten Gesicht, dem man das in Mühe und Arbeit verbrachte Leben nur an dem müden Zug um seine Augen ansah. Doch

enthielt das Gesicht noch mehr, nämlich den Zwiespalt zwischen der Neigung zum zeitlos Geistigen und einer tagesgebundenen Lebensklugheit. Das gab diesem Gesicht einen nicht unfreundlichen, aber doch Abstand gebietenden Ausdruck. Er trug einen braunen Mantel und Kniehosen und hatte seinen Hut, den er im Haus abgenommen hatte, in der Hand.

Seine Gedanken waren bei der Geheimrätin, deren Lebensweg er begleitet hatte, seit seine Frau Caroline ihr in ihrer Blumenwerkstatt Lohn und Brot gab. Das geschäftige Leben auf dem Frauenplan zog ihn dennoch an, und besonders fielen ihm die Mägde ins Auge, die aus dem großen hölzernen Brunnen Wasser schöpften und es in Eimern an Tragehölzern in die Häuser ihrer Herrschaften schafften. Er dachte darüber nach, wie er endlich, nach vielen Jahren, die Wasserversorgung seines Hauses verbessern könnte, das nicht einmal einen eigenen Brunnen hatte. Das Brauchwasser wurde dem Teich hinter dem Haus sowie den Regenwasserzisterne entnommen, und das Trinkwasser musste mühselig aus dem nächstgelegenen Brunnen am Schweinemarkt herbeigeschleppt werden.

Nicht mehr lange, und der marode Brunnen auf dem Frauenplan würde durch einen gusseisernen ersetzt werden. Oberbaudirektor Coudray hatte ihm bereits seine Pläne dafür gezeigt. Weimar war wohlversorgt mit Trinkwasser, das vom Wallendorfer Grund, vom Kirschbachtal und vom Rabenwäldchen aus den dort aufgemauerten Brunnenstuben durch hölzerne Röhrenfahrten in die Stadt geleitet wurde. Vielleicht könnte man, dachte Bertuch, sein Haus und seine Fabriken, die so vielen Menschen Arbeit und Brot und dem Staat so reichliche Steuern verschafften, durch einen Brunnen an eine der Röhren anschließen. Immerhin gab es wenig-